

# Klosterdämmerung – Die Benediktinerabtei Schwarzach am Vorabend der Säkularisation\*

*Christoph Schmider*

## 1 Einstimmung

Das Kloster Schwarzach ist Vergangenheit, schon mehr als zwei Jahrhunderte. Die Geschichte der Abtei, die rund tausend Jahre lang von Benediktinermönchen bewohnt und belebt war – in unterschiedlicher Intensität – endete definitiv am 25. April 1803. Eigentlich war es mit ihrer eigenständigen Existenz schon ein halbes Jahr früher vorbei, am 29. November 1802, mit der endgültigen Inbesitznahme durch die Markgrafschaft Baden. Und noch einmal etwa einen Monat zuvor, am 25. September 1802, hatte der zuständige badische Beamte die Abtei provisorisch in Besitz genommen und somit ihr Ende faktisch besiegelt.<sup>1</sup>

Wenn wir heute auf die Geschichte dieses Gotteshauses zurückblicken, dann aus dem Wissen um dieses Ende heraus, und wir könnten in Versuchung kommen, die zu ihm führenden Entwicklungen als zielgerichtet zu interpretieren. Vieles fügt sich ganz gut ins Bild, wenn man die Ereignisse der letzten Jahrzehnte vor der Säkularisation aus der Rückschau betrachtet, und mit unseren historischen Kenntnissen könnten wir geneigt sein, das Ende des Klosters als unausweichliche Folge von Vorgängen und Entscheidungen anzusehen, die vom Konvent beeinflusst worden sind. Doch solch eine teleologische Herangehensweise ist – vorsichtig ausgedrückt – heikel und dürfte zudem kaum dem heutigen Verständnis von Geschichtswissenschaft entsprechen.

Vielleicht sollten wir lieber die Frage stellen, wie denn die Zeitgenossen, insbesondere die Bewohner des Klosters selbst, die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte gesehen haben. Wussten sie, dass es ihnen – nicht unbedingt ihnen persönlich, aber dem Kloster als Lebens- und Schicksalsgemeinschaft – an den Kragen gehen würde? Oder, anders formuliert, ab wann wussten sie es, ab wann konnten sie es wissen? Und wenn sie es ab einem bestimmten Zeitpunkt wussten, wirkte sich dieses Wissen dann auf ihr Leben und Handeln aus? Wenn ja, in welcher Weise? Bäumten sie sich auf, versuchten sie, den Fortbestand ihrer Gemeinschaft und ihrer Rechte zu sichern? Oder fügten sie sich ganz fatalistisch in ihr

\* Um einige Anmerkungen und Quellennachweise erweiterter Festvortrag zur Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 4. Oktober 2009 in Rheinau-Freistett.

Schicksal und ließen, gewissermaßen von einer Art „Schreckstarre“ befallen, alles auf sich zukommen? Vertrauten sie auf Gesetz und Tradition, pochten auf ihre Rechte und darauf, dass ihnen vor diesem Hintergrund schon nichts passieren würde? Oder verhielten sie sich etwa wie die sprichwörtlichen Ratten, verließen das sinkende Klosterschifflein und versuchten jeweils für sich selbst das Beste aus der Situation herauszuschlagen?

Auf solche und ähnliche Fragen will ich in meinem Referat Antworten geben – oder, sollte ich vielleicht ein wenig bescheidener formulieren, ich will versuchen, mich an Antworten anzunähern. Mit dem Titel „Klosterdämmerung“ spiele ich darauf an, dass es schon vor dem endgültigen „Aus“ für die Abtei Schwarzach so etwas wie eine Endzeitstimmung gegeben hat, dass das Ende nicht aus heiterem Himmel kam, dass sich die Säkularisation und die Aufhebung des Klosters nicht erst in den Wochen, Monaten oder Jahren unmittelbar davor ankündigten, sondern schon deutlich früher hätten erahnt werden können.

Die Gliederung meines Referats sieht folgendermaßen aus: Zunächst will ich in einigen groben Strichen ein Bild der Geschichte Schwarzachs von den Anfängen bis zu seinem abrupten Ende zeichnen. Dann will ich einige wesentliche geistes- und kirchengeschichtliche Entwicklungen der letzten zehn bis fünfzehn Jahrzehnte vor der Schwarzacher „Klosterdämmerung“ skizzieren, und zuletzt will ich mich noch etwas gezielter und detaillierter einigen Aspekten der Geschichte des Klosters zuwenden.

## **2 Zur Geschichte des Klosters Schwarzach**

Wann genau das Kloster Schwarzach gegründet wurde, wissen wir nicht, doch dürften seine Anfänge ins 8. Jahrhundert zu datieren sein. Der Pirminsvita zufolge – die freilich keineswegs eine exakte historische Quelle, sondern eine mehr oder minder stark legendenhaft ausgeschmückte Erzählung ist – soll der heilige Pirmin nicht nur das Benediktinerkloster auf der Reichenau, sondern später auch Schwarzach gegründet haben. Manches deutet freilich darauf hin, dass es sich bei Schwarzach nicht um eine Neugründung handelt, sondern um einen vermutlich noch im 8. Jahrhundert hierher verlegten Konvent, den der auch als Mitgründer des Gengenbacher Klosters bekannte Graf Ruthard um 749 auf der Rheininsel Arnulfsau gestiftet hatte.<sup>2</sup>

Der erste schriftliche Beleg für die Existenz des Klosters Schwarzach datiert aus dem Jahr 817 und findet sich im Kapitulare Ludwigs des Frommen über den Kriegsdienst der Abteien. Drei Jahrhunderte später, einer Urkunde aus dem Jahr 1104 zufolge, war das Kloster wirtschaftlich fast völlig zugrunde gerichtet, und auch in geistig-geistlicher Hinsicht dürfte es seinerzeit

nicht zum Besten bestellt gewesen sein. Einen deutlichen Aufschwung erlebten Abtei und Konvent unter dem von 1144 bis 1154 regierenden Abt Konrad, der aus Hirsau gekommen war. In Konrads Amtszeit fiel auch der Beginn eines Klosterneubaus, der sich an den Hirsauer Reformideen orientierte. 1299 und dann noch einmal 1330 brannte es im Kloster, wobei die Schäden jeweils beträchtlich waren. Eine gut gemeinte, aber sehr folgenreiche Entscheidung traf der von 1410 bis 1437 regierende König Sigismund im Jahr 1422, als er Schwarzach dem Schutz durch die Markgrafen von Baden unterstellte.

Die Badener versuchten fortan, Schwarzach völlig unter ihre Landeshoheit zu bringen. Zwar blieben diese Versuche bis zuletzt – rein juristisch gesehen – erfolglos, doch die Auseinandersetzungen kosteten die Abtei viel Kraft und Geld. Und de facto hatte Baden die Landesherrschaft und die Landeshoheit sehr wohl nach und nach an sich gezogen, was schließlich in einem 1790 geschlossenen provisorischen Vergleich festgeschrieben wurde. Ein seit dem frühen 18. Jahrhundert vor dem Reichskammergericht in Wetzlar anhängiger Prozess, der die finanzielle Handlungsfreiheit des Klosters sehr stark eingeschränkt hatte, war auch im Jahr 1802 noch nicht entschieden. Durch die Aufhebung infolge der Säkularisation war dieser Prozess natürlich obsolet geworden, denn nun hatte sich Baden endgültig geholt, was es schon seit fast 400 Jahren haben wollen.

Doch ich habe vorgegriffen. Stark gefährdet wurde der Fortbestand der Abtei durch die Reformation und den Bauernkrieg. Am 25. April 1525 wurde sie durch den sogenannten „Schwarzacher Haufen“ geplündert und verwüstet, sodass das monastische Leben völlig zum Erliegen kam. In der Folgezeit musste sich das Kloster nicht nur gegen die badischen Herrschaftsansprüche zur Wehr setzen, sondern auch dagegen, dass die Markgrafen die Reformation nach Kräften förderten – so regierte von 1570 bis 1571 ein reformierter Abt. Und noch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein lebten meist nur drei bis fünf Mönche in Schwarzach, weshalb von einem „richtigen“ Konvent kaum die Rede sein konnte.

Den Dreißigjährigen Krieg überstanden zwar die Gebäude der Abtei weitgehend unbeschadet, doch wurde das Kloster mehrfach ausgeraubt. Versuche, das monastische Leben dadurch zu fördern, dass sich der Konvent der Bursfelder Reformkongregation anschloss, scheiterten sowohl im Jahr 1607 als auch 1654 – in dieser Hinsicht hatte Schwarzach ausnahmsweise einmal nicht Baden zum Gegner, sondern den Straßburger Bischof. Wirtschaftlich kam die Abtei bis zuletzt nicht mehr recht auf die Beine, sondern häufte immer mehr Schulden an.

Insofern war die Säkularisation für Baden kein gutes Geschäft.<sup>3</sup> Zwar besaß die Abtei umfangreichen Hof- und Grundbesitz, und

die jährlichen Einkünfte schienen mit mehr als 32 000 Gulden durchaus nennenswert. Allerdings bestanden auch fixe Verpflichtungen in Höhe von gut 20 000 Gulden per anno, die unter anderem für Löhne und Gehälter, aber auch für Zins und Tilgung von Krediten aufzubringen waren. Von den verbleibenden rund 12 000 Gulden wurden die Pensionen der säkularisierten Konventualen bezahlt, sodass unterm Strich kaum noch etwas fürs badi-sche Staatssäckel übrig blieb. Bei der Aufhebung hatte das Kloster noch rund 20 Insassen. Sechs von ihnen, darunter der am-tierende und der resignierte Abt, wurden pensioniert, einige kamen ins Kloster Gengenbach, mehrere Priester-mönche wurden in den Weltpriesterstand versetzt und arbeiteten fortan in der Pfarr-seelsorge in Vimbuch, Stollhofen und Söllingen sowie Schwarzach. Die beiden Novizen erhielten jeweils eine Abfindung – so würde man das wohl heute nennen – in Höhe von 1000 Gulden und wurden entlassen.

Die Paramente und Kirchenggeräte wurden weggebracht, nur diejenigen, die für die neu errichtete Pfarrei Schwarzach erforderlich waren, blieben an Ort und Stelle. Die Vorräte, die beweglichen Gerätschaften und ein Teil der Felder wurden versteigert und brachten einen Erlös von rund 11 700 Gulden. Auch mehrere Nebengebäude wurden verkauft, während in einem Teil der Hauptgebäude die provisorische Verwaltung untergebracht wurde. Außerdem wurden die Bibliotheksbestände mehrerer säkularisierter Klöster vorübergehend nach Schwarzach verlagert, geordnet und anschließend auf dem Wasserwege nach Karlsruhe und Heidelberg verbracht. Anschließend wurden in der ehemali-gen Abtei verschiedene nicht unbedingt florierende Gewerbe- und Industriebetriebe angesiedelt, darunter Textilfabriken, eine Zuckersiederei und eine Tabakfabrik, und zudem dienten mehr-fach Teile der Klosteranlage als Lazarett. In den 1840er-Jahren schließlich wurden mehrere Gebäude abgerissen, sodass heute von der einstmals imposanten Abtei nur noch wenig mehr als die – freilich überaus sehenswerte! – Kirche übrig geblieben ist.

### **3 Kirchengeschichte im 18. Jahrhundert – Aufklärung und antimonastische Ressentiments**

Nach diesem „Schweinsgalopp“ durch gut tausend Jahre Ge-schichte nun zum eigentlichen Thema und zu den eingangs ge-stellten Fragen. Wie gingen die Angehörigen des Konvents im ausgehenden 18. Jahrhundert mit der Situation um, die uns in der Rückschau wie eine „Klosterdämmerung“ vorkommen mag? Dämmerte ihnen, was auf sie zukommen würde? Versuchten sie, ihr Schicksal zu wenden, resignierten sie und fügten sich, oder

benahmen sie sich wie die sprichwörtlichen drei Affen, die nichts sehen, nichts hören und nichts sagen wollen?

Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien publizierte im Jahr 1788 seine drei Bände umfassende „*Historia Nigrae Silvae*“, eine groß angelegte Darstellung der Geschichte Südwestdeutschlands zwischen Oberrhein, Neckar und Bodensee.<sup>4</sup> Der von 1720 bis 1793 lebende Gerbert, einer der großen Universalgelehrten des 18. Jahrhunderts, gliedert darin das 18. Jahrhundert in zwei Abschnitte: Einen bis etwa zur Jahrhundertmitte reichenden ersten, der durch enorme politische Veränderungen geprägt war, und einen zweiten, in dem sich das Glaubensleben sowie Stand und Stellung der Kirche grundlegend umwälzten.<sup>5</sup> Aus heutiger Sicht würde man Gerberts Einschätzung wohl nicht in allem unterschreiben wollen, und auch er selbst wäre wohl zu einer anderen Beurteilung gelangt, hätte er die Folgen der Französischen Revolution noch erlebt. Gleichwohl stellt Gerberts Perspektive einen guten Ausgangspunkt für den angestrebten Blick auf die Geschichte der Abtei Schwarzach in ihren letzten Jahrzehnten dar.<sup>6</sup> Was also sind – kirchenpolitisch und kirchengeschichtlich gesehen – die wichtigsten Entwicklungen jener Zeit?

Gewissermaßen zur kirchengeschichtlichen Allgemeinbildung gehört es zu wissen, dass das christliche Leben hierzulande im Hochmittelalter eine besondere Blütezeit erlebt habe, die von einem sich immer mehr verstärkenden Niedergang gefolgt worden sei, der fast zwangsläufig zur reformatorischen Kirchenspaltung und dem sich hierin wie in den daraus resultierenden Glaubenskriegen manifestierenden Tiefpunkt geführt habe.<sup>7</sup> Angestoßen vom Konzil von Trient, getragen und gefördert von heiligmäßigen Gestalten und neuen oder an Haupt und Gliedern reformierten Ordensgemeinschaften, sei es spätestens ab der Mitte des 17. Jahrhunderts zu einem erneuten Aufschwung gekommen, der bis weit ins 18. Jahrhundert hinein angehalten habe.

In der öffentlichen wie in der privaten Frömmigkeit, in der kirchlichen Kunst und Kultur wie in der Liturgie sei es zu einem geradezu überbordenden, in jeglicher Hinsicht opulenten, bunten und lebensfrohen religiösen Leben gekommen, das, teils gezielt, teils mehr oder minder unbewusst, als Gegenentwurf zur Schlichtheit und Rationalität der reformierten Kirchen gedacht war. „Barocke Pracht“ also herrschte allenthalben, und manche geistliche Institution gab viel Geld – eigenes wie geliehenes – dafür aus, sich und ihre Bedeutung zu inszenieren und ins rechte Licht zu rücken. Der sprichwörtliche „Bauwurm“ verbreitete sich seinerzeit unter den geistlichen und weltlichen Potentaten ähnlich epidemisch wie heute mancher Computerschädling.

Nahezu zeitgleich aber entwickelte sich eine Gegenbewegung, die mehr auf die „inneren Werte“ der Kirche setzte, wobei auch

hier der Protestantismus, insbesondere in seiner pietistischen Ausprägung, exemplarische oder katalytische Wirkung zeitigte. Noch eine weitere geistesgeschichtliche Strömung, deren Ursprung und hauptsächliche Ausformung außerhalb der katholischen Kirche liegen, entfaltete zunehmend prägenden Einfluss: die Aufklärung. Wenn man die „katholische Aufklärung“ als eine Erscheinungsform des Glaubens versteht, der es vor allem um die *„die Reflexion des Glaubens über sich selbst, über sein Wesen und seinen Inhalt“* zu tun ist, *„wobei alle kritischen Faktoren aufgeboten werden, mit denen die Vernunft arbeiten kann“*, dann müsste man den im Pietismus vorherrschenden, *„nach Verwirklichung drängenden, sich im Tatbeweis bewährenden Glauben“*<sup>8</sup> als Gegensatz dazu verstehen, wobei sich die Spannung zwischen diesen beiden Grundströmungen als überaus fruchtbar gerade für die theologische Entwicklung der katholischen Kirche erwies.

Im gesamten 18. Jahrhundert also bewegte sich die katholische Kirche in einem Spannungsfeld gegenläufiger Tendenzen. Auf der einen Seite der Aufschwung des Glaubenslebens in seinen vielfältigen Ausprägungen, auf der anderen Seite die von aufgeklärtem Gedankengut getragene Beförderung einer rationalen, auf das Wesentliche reduzierten religiösen Praxis. Es gab also, gerade im 18. Jahrhundert, den Gegensatz zwischen „barocker“ Pracht und „rationalistischer“ Schlichtheit, und das in unmittelbarer räumlicher und zeitlicher Nachbarschaft: Während einerseits prunkvolle Kirchengebäude entstanden, in denen künstlerisch üppig ausgestattete Gottesdienste zelebriert wurden, während sich eine bunte und lebensfrohe Volksfrömmigkeit entwickelte, sollte andererseits, in der Regel von oben verordnet, die Religionsausübung auf ihr „Kerngeschäft“ der – für jedermann verständlichen – Verkündigung zurückgeführt werden.

Besonders eindrücklich manifestierten sich diese gegenläufigen Tendenzen in den Ordensgemeinschaften und Klöstern, die, so der allgemeine Konsens, im 18. Jahrhundert *„ihre größte Blüte“* erlebten, was sich nicht zuletzt in *„einer alle Lebensbereiche umfassenden, zugleich aber übersteigenden Kultur zeigte“*.<sup>9</sup> Man kann dies sicherlich teilweise als Reaktion auf die Glaubensspaltung und die existenziellen Bedrängnisse der zahlreichen Kriege erklären. Ähnlich bedeutsam ist aber auch die sich in jener Zeit entwickelnde neue Vorstellung davon, wie die Nachfolge Christi im monastischen Leben verwirklicht werden könne: Nicht mehr Weltabgeschiedenheit und Kontemplation galten als Ideal, sondern viele Ordensgemeinschaften maßen nun dem Apostolat unter den Menschen große Bedeutung bei und versuchten, ihren so verstandenen Auftrag durch physischen und geistlichen Beistand zu erfüllen. Und wo die Orden nicht von sich aus die Zei-

chen der Zeit verstanden, wurden sie, wie beispielsweise in Österreich in der zweiten Jahrhunderthälfte, durch aufgeklärte Monarchen nachdrücklich dazu angehalten. Dieses verstärkt in die Welt hinein gerichtete Wirken der Kirche manifestierte sich in Wissenschaft, Forschung und Lehre, im seelsorgerlichen und sozialen Engagement sowie in Kunst und Architektur.

Nun wäre es allerdings reichlich verwegen, den unter den Kirchenoberen des 18. Jahrhunderts grassierenden „Bauwurm“ auf besonders ausgeprägten pastoralen Eifer zurückzuführen oder auf das Bestreben, den Willen Gottes zu erfüllen und anschaulich zu machen. Nein, auch Bischöfe und Äbte waren Kinder ihrer Zeit und standen in ihrem Repräsentationsbedürfnis den weltlichen Fürsten in der Regel nicht nach: Wer Fürst war – oder sich als solcher verstand – benötigte eine „fürstliche“ Residenz. Insofern ist es leicht einsichtig, warum das in den letzten Jahren zu so trauriger Berühmtheit gelangte Salem in der Öffentlichkeit vor allem als Schloss und nicht als Kloster wahrgenommen wird.

Die Prälaten der Abtei Schwarzach unterschieden sich in dieser Hinsicht nicht von ihren Kollegen in anderen Konventen und waren keineswegs immun gegen den „Bauwurm“. Keinen Geringeren als Peter Thumb beauftragte der von 1711 bis 1728 amtierende Abt Bernhard Steinmetz damit, die Pläne für einen Klosterneubau zu entwerfen, die dann zwischen etwa 1724 und 1732 realisiert wurden.<sup>10</sup> Peter Thumb war zu jener Zeit als „Klosterbaumeister“ ganz groß im Geschäft und wirkte unter anderem in St. Peter auf dem Schwarzwald, in Ebersmünster, in Ettenheimmünster, in Friedenweiler oder in Frauenalb – ihn verpflichten zu können dürfte also, ungeachtet seiner unbestrittenen Fähigkeiten, zugleich so etwas wie ein Statussymbol gewesen sein.<sup>11</sup>

Repräsentationsbedürfnis und Statusgefühl spielten bei der Bautätigkeit der Bischöfe und Prälaten eine bedeutende Rolle, aber auch so „niedere“ Beweggründe wie Nachahmungstrieb und Konkurrenzdenken sind oftmals nicht von der Hand zu weisen. Um noch einmal auf Salem zurückzukommen: Die Äbte beschränkten sich nicht allein auf den Ausbau ihres Klosters zu einer Barockresidenz, sondern ließen auch im eigens dazu vergrößerten Turm der Klosterkirche ein Geläute installieren, das in seiner Größe und klanglichen Opulenz das der Konstanzer Bischofskirche deutlich in den Schatten stellte. Und auch das von ihnen geschaffene „Barockjuwel am Bodensee“<sup>12</sup>, die Wallfahrtskirche Birnau – sie gilt vielen als das Meisterwerk Peter Thumbs schlechthin –, trägt unverkennbar repräsentative Züge.

Eindeutiges Konkurrenzdenken zwischen benachbarten geistlichen Institutionen lässt sich auch in kleinerem Maßstab immer wieder feststellen, so etwa zwischen den beiden in Sichtweite voneinander auf den Höhen des Schwarzwaldes gelegenen Klös-

tern St. Märgen – ein recht kleines Augustiner-Chorherrenstift – und St. Peter – eine nicht viel größere Benediktinerabtei – die ihre barocken Neubauten zwischen 1716 und 1727 erstellten. Hans-Otto Mühleisen beschreibt den Vorgang folgendermaßen:

*„Als man 1716 in St. Märgen mit dem Bau einer neuen Kirche begann, war dies für St. Peter in gewisser Weise eine Provokation. (...) Wenn nun das noch nicht einmal als Kloster restituierte, vergleichsweise unbedeutende St. Märgen statt einer Reparatur der Brandruine einen richtigen barocken Neubau erstellte, sah St. Peter daneben – im Wortsinn – alt aus. Es ist sicher kein Zufall, dass St. Peter 1717 begann, seine Kirche wenigstens mit einer barocken Fassade und einem größeren Kirchturm auszustatten, ein Aufwand, der für ein Provisorium nicht angemessen gewesen wäre. (...) Als er [= Abt Ulrich Bürgi] dann im April 1725 mit dem Konstanzer Weihbischof zur Kirchweihe nach St. Märgen kam, war der st. petrinische Bau schon soweit fortgeschritten, dass die unterschiedlichen Größenordnungen sichtbar wurden und somit die Relation der beiden Klöster auch wieder augenfällig war. (...) Für St. Peter war die Konkurrenz des zurückgekehrten Chorherrenstiftes zumindest ein zusätzliches Motiv für die Errichtung einer Klosterkirche, deren Dimensionen weder durch die Größe des Konvents noch durch die der Gemeinde erklärt werden können.“<sup>13</sup>*

Auch das vielleicht imposanteste Klosterbauprojekt des 18. Jahrhunderts in unserer Region, der Neubau der Benediktinerabtei St. Blasien mit ihrem riesigen Dom, war nicht allein vom Wunsch getragen, dem Ruhm des allmächtigen Gottes zu dienen. Vordergrundig war der Bau schlicht eine zwingende Notwendigkeit, war doch das Kloster im Jahr 1768 einer gewaltigen Brandkatastrophe zum Opfer gefallen, zugleich aber sollte er von der Finanzkraft und der politischen Bedeutung des gefürsteten Reichsstifts wie von seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit und vom Ruhm seines Fürstabtes künden.

Von der regen Bautätigkeit der geistlichen Institutionen nehmen wir heute vor allem den künstlerischen Wert wahr. Für viele Zeitgenossen dürfte sie von weit profanerer Bedeutung gewesen sein, verschaffte sie doch zahlreichen Handwerkern und Tagelöhnern aus der Region Lohn und Brot. Nicht wenige Klöster bemühten sich auch ganz direkt um die Wirtschaftsförderung – aus durchaus egoistischen ökonomischen Motiven heraus: Ich denke beispielsweise an jene Schwarzwaldklöster, die Uhren- und Musikinstrumentenbau oder Glasmacherei betrieben oder die Ansiedlung entsprechender Betriebe in ihren Territorien ermöglichten. Auch die wirtschaftlich zuletzt sehr erfolgreiche badische Staatsbrauerei in Rothaus wurde von einem Kloster, nämlich St. Blasien, gegründet.

Mit diesem kleinen Ausflug in die Gastronomie sind wir nun mitten in der für die Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts so wichtigen Aufklärung angelangt. Mit dem Bau der Brauerei in Rothaus verband der Fürstabt von St. Blasien nicht nur wirtschaftliche, sondern auch pädagogische Zwecke: Hierdurch sollte nämlich der im Schwarzwald teilweise exzessiv betriebene Schnapskonsum eingedämmt werden. Bildung und Erziehung gewannen im Verlauf des Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung und wurden gerade von geistlichen Institutionen gezielt gefördert. Dabei stand keineswegs nur der je eigene Nachwuchs im Fokus. Manche Orden erkoren Schule und Unterricht zu einem zentralen Ziel ihres Wirkens und erhielten dadurch eine zusätzliche Daseinsberechtigung: Zu nennen wären beispielsweise die Jesuiten, die bis zur Aufhebung des Ordens im Jahr 1773 die Freiburger Universität<sup>14</sup> prägten oder in Konstanz für das mittlere und höhere Schulwesen zuständig waren.<sup>15</sup> Doch auch außerhalb der Städte bemühten sich Ordensniederlassungen um die Schulbildung, so etwa in der Zisterzienserabtei Tennenbach<sup>16</sup> – einer der dort als Lehrer tätigen Patres, Bernhard Boll, wurde übrigens 1827 erster Erzbischof von Freiburg.

Diese weit über den eigentlich pastoralen Bereich hinausreichenden Aktivitäten wurden theologisch begründet. Dahinter stand die Überzeugung, die gesamte Welt in all ihren Erscheinungen sei letztlich aus dem Willen des Schöpfers entstanden und es sei mithin der Kirche geboten, die Talente und Fähigkeiten der Menschen zu fördern. Im Kirchenbau, bei der Ausgestaltung der Liturgie, in der Wissenschaft und in der Lehre konnte das Beste zum Lob des Schöpfers nicht gut genug sein, und auch der größte Aufwand war nichts anderes als der anschaulich gemachte Wille des Allerhöchsten und allein dadurch schon gerechtfertigt.<sup>17</sup>

Spätestens seit sich im Österreich Maria Theresias und Josephs II. die bevorstehende Aufhebung der Klöster abzeichnete, wurde klar, dass nur jene würden überdauern können, deren Wirken aus aufgeklärt-rationalem Denken heraus als „nützlich“ anzusehen war. Nun erhielten zunehmend ganz pragmatische Nützlichkeitsüberlegungen eine handfeste Grundlage. Gleichwohl dürfte in den ersten beiden Jahrhundertdritteln kaum jemand so hellichtig gewesen sein, dass er in den staatskirchenrechtlichen Veränderungen seit Reformation und 30-jährigem Krieg schon den Keim der letztlich zu Säkularisation und Mediatisierung führenden Entwicklung erkannt hätte.

Dadurch kam es freilich bisweilen zu abenteuerlichen Ungleichzeitigkeiten, so etwa im rechtsrheinischen Teil des Bistums Straßburg. Da absolvierte Fürstbischof Louis René Edouard de Rohan vom 11. bis zum 15. Juli 1789 eine mit spätabolutistischem Pomp geradezu zelebrierte Visitationsreise durch seine

Ämter Oppenau und Ettenheim, also just in den Tagen, als in Paris mit dem Sturm auf die Bastille die Revolution losbrach.<sup>18</sup>

Diese entwickelte, wie Sie wissen, recht schnell kirchen- und klosterfeindliche Tendenzen. Die geistigen Grundlagen der französischen Revolution erwiesen sich in ihrem Gefolge als „Exportschlager“, und so wurde auch außerhalb Frankreichs das Klima für die Kirche, insbesondere aber für die Ordensgemeinschaften, sehr rasch ziemlich rauh. Die Ideen und Vorstellungen lagen freilich in der Luft und wurden keineswegs erst von den französischen Revolutionären erdacht. Nein, Gegner der Klöster und der monastischen Lebensform gab es auch andernorts, und einige der schärfsten Kritiker des Klosterlebens kamen selbst aus dem Ordensstand.

Manche Zeitgenossen, darunter gerade auch besonders aufgeklärte, sahen in den Klöstern Relikte eines vermeintlich finsternen Mittelalters. Sie galt es zu beseitigen, um endlich die Menschen von diesem Joch befreien zu können. Typisch ist eine gern zitierte Äußerung von Friedrich Carl von Moser<sup>19</sup> aus dem Jahr 1787:

*„Da sprach Gott abermals: Es werde Licht. Religion und Vernunft suchten ihre verlorne Rechte wieder. Das unmoralische, lasterhafte Leben der Geistlichen, ihr Stolz, Herrschersucht, Habsucht und Tyrannie empörte den gemeinsten Menschenverstand, die Pfaffheit ward das Scandal und der Spott des Volks, die durch Wiederkehr der Wissenschaften in Deutschland hie und da erwachte helle Köpfe schwungen die Geißel der Satyre über den Rücken der faulen Mönche, die untere Geistlichkeit begann über das ärgerliche Leben und Geiz ihrer Bischöfe zu seufzen“<sup>20</sup>.*

Und ein anderer Autor, Christian Thomasius<sup>21</sup>, hatte sich schon im Jahr 1707 äußerst despektierlich über die Mönche im Allgemeinen und Besonderen geäußert, wenn er schrieb:

*„Mönche aber sind von Natur unvernünftige Thiere, nemlich im höchsten Grad abergläubisch, entweder tumm, oder arglistig“<sup>22</sup>.*

Um dieses negative Bild noch ein wenig zu ergänzen: Die Mönche, so behauptete die in den 1780er-Jahren in Ulm und Freiburg erscheinende Zeitung „Der Freimüthige“, hätten dazu beigetragen, „anstatt einer heitern, liebenswürdigen, weisen, und den Vorschriften der Vernunft harmonierenden, mit einem Worte göttlichen Religion die abscheulichen Geburten einer kranken Einbildung, und eines trübsinnigen Fanatismus auf den Schauplatz zu stellen“.<sup>23</sup> Die Folgen, so „Der Freimüthige“ weiter, waren dramatisch: „Der höchste Jammer, der aus diesem beschaulichen, einsamen, und geschäftslosen frommen Leben hervorging, war der Fanatismus, der die sanfte Religion Jesu mit Blut befleckte und das Lamm umwandelte in einen reißenden Tiger“.<sup>24</sup>

#### 4 Letzte Reste der alten Herrlichkeit

Ich habe vorher auf die Ungleichzeitigkeiten ausgangs des 18. Jahrhunderts hingewiesen und als Beispiel eine Visitationsreise des Straßburger Bischofs in seine rechtsrheinischen Territorien erwähnt, die etwa zu der Zeit stattfand, als in Paris die Revolution losbrach. Dabei hätte ich gar nicht so weit gehen müssen, denn auch das Kloster Schwarzach bietet ein schönes Beispiel dafür, wie disparat und vielschichtig sich die Geschichte in jenen Jahren entwickelte. Anfang April 1790, da war in Frankreich die Revolution schon weit vorangeschritten, wählten die Konventualen in Schwarzach einen neuen Abt, nachdem der bisherige, Anselm Gaukler, zurückgetreten war. Über den äußerlichen Verlauf des Wahlakts gibt es einen schönen Bericht aus der Sicht der markgräflich-badischen Wahlkommissare, demzufolge es bei dieser Wahl nach allen Regeln des adlig-höfischen Zeremoniells zugegangen sein muss.<sup>25</sup>

Den Termin für die Wahl setzte das Bischöfliche Ordinariat Straßburg fest, und zwar auf Mittwoch, den 7. April 1790. Nachdem das Kloster

*„hievon den Herrn Marggraven zu Baden Hochfürstl[iche] Durchl[auch]t als seines Landesfürsten, Schuz und Schirmherrn, auch Erb Kasten Vogt durch zwey Klösterl[iche] Deputirte Persohnen überreichten Schreibens benachrichtiget hatte, haben Höchstgedacht des Herrn Margg[raven] Hochfürstl[iche] D[ur]chl[auch]t dero wirklichen adelichen Geheimen Rath Freyh[err] Von Edelsheim, ingleichen ihren wirklichen geheimen Rath und Obervogt Krieg zu Rastat als Landesfürstl[iche] Commissarien zu dem Wahl acta abgeordnet, um dasjenige dabei zu beobachten, was Höchstihnen als Landesfürst, Schutz- und Schirmherrn und Erbkastenvogt des Klosters zustehet.“*

Die beiden Abgesandten des badischen Markgrafen machten sich also am 6. April 1790 auf den Weg nach Schwarzach, wobei sie ganz standesgemäß *„in einem sechsspännigen Herrsch[aft]l[ichen] Wagen nebst einem Secretario Commissionis mit einer Bedienung von zwey Hoflaquayen“* reisten.

Der Sekretär wurde zusammen mit einem Rittknecht vorausgeschickt, um im Kloster das Nahen der Kommission zu melden. Sie musste ja mit angemessenem Zeremoniell empfangen werden, was einige Vorbereitungen erforderte. Die hohen Herren selbst kamen gegen Abend in der Abtei an. An der inneren Klosterpforte warteten schon der Prior, P. Benedikt Wehrle – in dem Bericht leicht französisiert „Werlé“ genannt –, und mehrere Konventualen, um den Abgesandten des Landesherrn die Honneurs zu machen. Sofort nach dem Austausch der gewöhnlichen Höflichkeits-

floskeln und Komplimente wurden die Herren vom Prior in den besten Zimmern im Obergeschoss einquartiert. Bei dieser Gelegenheit übergaben sie ihm auch das Antwortschreiben des Markgrafen, „*welches ermelter P. Prior unter unterthänigster Dankserstattung für die Absendung der Landesfürstl[ichen] Commission abnahm*“.

Der Straßburger Weihbischof und Generalvikar Jean Jacques Lantz<sup>26</sup>, der schon früher in Schwarzach angekommen war, statete der badischen Kommission gleich darauf einen Besuch ab. Ihn begleiteten die Äbte aus Gengenbach und Ebersmünster und der zurückgetretene Schwarzacher Abt Anselm II. Kaum waren der Weihbischof und die anderen geistlichen Würdenträger wieder in ihre Gemächer zurückgekehrt, machten die badischen Kommissare einen Gegenbesuch und wurden anschließend durch zwei Klosterbrüder zum Abendessen geführt.

Am folgenden Tag, es war der 7. April 1790, sollte dann die eigentliche Abtwahl stattfinden. Was die beiden badischen Abgesandten dabei erlebten, möchte ich Ihnen mit ihren eigenen Worten in einem etwas längeren Zitat schildern, wobei ich allerdings die mitunter sehr barocken Satzkonstruktionen ein wenig gekürzt und vereinfacht habe.

*„Mitwoch d[en] 7ten frühe zwischen 7 und 8 Uhr wurde denen H[er]re[n] Commissarien durch eine Capitul-Deputation (...) hinterbracht, daß das Capitul im refectorio (...) versamlet seyn, und gewärtigen wollen, ob der Hochfürstl[ichen] Commission, dem Capitul No[mi]ne Serenissimi (...) etwas vorzutragen belieben mögte. Commissio begab sich hiernach ceremonialiter (...) ins Refectorium, woselbst sich die Capitularen versammelt hatten. Commissarii setzten sich auf die für sie bereitete zwey Lehnsessel (...) nieder, und Commissarius primus hielt eine Anrede, in welcher Er die (...) Capitularen des Fürstl[ichen] Schuzes und Schirmes versicherte, und sie ermahnete, die Wahl nach ihren Pflichten auf eine Persohn zu richten, welche dem Klösterl[ichen] Werden im Geistlichen und Zeitlichen aufs beste vorzustehen im stande wäre und von der man sich verstehen könne, daß sie zugleich durch ein friedliebendes, sanftmüthiges Betragen die innere und äußere Ruhe des Klosters zu erhalten, auch die gegen das Hochfürstl[iche] Hause Baden tragende Pflichten aufs genaueste zu befolgen beflissen seyn werde“.*

Am anschließenden Gottesdienst, mit dem die Wahl eingeleitet wurde, nahmen die Kommissare nicht teil, obwohl für sie „*der Ehrenstuhl an dem gewöhnlichen Orte vor dem Hohen Altar*“ bereitstand. Auch vom eigentlichen Wahlakt, der von Weihbischof Lantz geleitet wurde, hielten sich die badischen Abgesandten fern, ebenso wie von der förmlichen öffentlichen Bekanntgabe des Wahlergebnisses in der Klosterkirche. Nicht lange danach kam wieder eine aus zwei Konventualen bestehende Abordnung

zu den badischen Abgesandten und meldete, dass der Weihbischof mittlerweile den neuen Klostervorsteher – gewählt war Pater Hieronymus Krieg – in die Abtswohnung gebracht habe und dort auf sie warte.<sup>27</sup>

*„Commissarii“* so heißt es in dem Bericht weiter, *„begaben sich hierauf in das nemliche Zimmer, und der Herr Weybischof stellte ihnen den neuen Herrn Prälaten mittelst einer lateinischen Rede vor, und empfahl ihn nebst dem Gotteshaus zu Serenissimi (...) höchsten Hulden und Gnaden; worauf er sich sodann entfernte. Commissarii Badenses setzten sich auf die für sie zubereitete Lehnstühle nieder, hinter welche sich der Actuario stellte, und auf der rechten Seite derselben setzte sich der neu erwählte Herr Abt gegen den ersten Herrn Commissarium gewendet ebenfalls auf einem Lehnstuhle nieder. Der erste Commissarius hielt hierauf (...) eine Anrede, übergab dem neuen Herrn Abt die Keller und Speicher Schlüssel (...) zum Zeichen übertragener Verwaltung der Temporalien und lies demselben durch den Klosterbeamten und die Anwesende Schultheissen und Gerichtsleute das Handgelübde ablegen; versicherte auch den Herrn Abt des gnädigsten Schuzes und Gnad seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Marggraven. Der neue Herr Abt nahm die Schlüssel an, und bat die Hochfürstliche Commission in einer (...) stehend gehaltenen kurzen Rede, ihn und sein Gotteshaus des regierenden Herrn Marggraven Hochfürstlichen D[urch]l[au]cht zu Hulden und Gnaden (...) zu empfehlen [und] versprach auch, sich in allen seinen Handlungen, insofern es ohne Schaden des Gotteshauses geschehen könne, nach Höchstem Wohlgefallen zu richten.“*

Damit hatten die beiden badischen Kommissare ihren Auftrag eigentlich erfüllt, aber sie reisten nicht etwa gleich ab, denn es blieben noch ein paar weitere Formalitäten zu erledigen. So gab es am 7. April noch ein feierliches Mittagessen, bei dem die beiden Badener links und rechts vom Straßburger Weihbischof saßen und *„die Gesundheiten beider gnädigsten Herren Committenden ausgebracht“* wurden – es wurde also feierlich auf das Wohl des Straßburger Bischofs und des badischen Markgrafen angestoßen. Erst am nächsten Tag, es war mittlerweile Donnerstag, der 8. April 1790, reisten die *„Domini Commissarii Badenses“* wieder ab, nicht ohne noch einmal in der Abtei zu Mittag gegessen zu haben. Und selbstverständlich ließen sie sich vom alten wie vom neugewählten Abt zu ihrem Wagen geleiten.

Das, was ich eben so ausführlich beschrieben habe, waren nun wohlgemerkt nur die unmittelbaren Formalitäten und Feierlichkeiten der Abtswahl – anschließend folgten in den kommenden Tagen und Wochen noch diverse weltliche Feiern. Am 22. Juni 1790 schließlich kamen 685 Personen im Klosterhof zur Huldi-

gung zusammen. Dabei handelte es sich, so ist es in den Akten vermerkt<sup>28</sup>, um „*Summa summarum aller Bürger in beiden Abts Stäben Schwarzach und Vimbuch*“ die „*wirklich bey Leben waren und gehuldigt haben*“ – die „*Wittweiber*“ allerdings waren ausgenommen. Damit trat Abt Hieronymus dann endgültig auch die weltliche Herrschaft im Kloster an und unterstrich zugleich, ganz im Sinne des Ende Mai 1790 mit Baden geschlossenen Vergleichs<sup>29</sup>, dass er keineswegs gewillt war, alle herrschaftlichen Ansprüche des Klosters aufzugeben.

## 5 Auseinandersetzungen mit Baden

Das weite Feld der jahrhundertelangen Auseinandersetzungen zwischen Baden und Schwarzach um die Frage der Landesherrschaft wollte ich eigentlich ganz bewusst nicht betreten – aber ganz auslassen sollte ich die Frage vielleicht doch nicht, denn was da im Lauf der Zeit so alles geschah, ist mehr als spannend. Wer will, kann die Geschichte recht ausführlich und detailliert in einem Aufsatz nachlesen, den Ludwig Uibel in Band 71 (1991) der „Ortenau“ veröffentlicht hat.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, im Jahr 1721, um genau zu sein, strengte Baden vor dem Reichskammergericht einen Prozess gegen das Kloster an, um die Frage der Landeshoheit ein für allemal – in seinem Sinne – klären zu lassen.<sup>30</sup> Der Anlass scheint aus heutiger Sicht nichtig: Am 21. März 1721 heiratete Markgraf Ludwig Georg die Prinzessin Maria Anna von Schwarzenberg. Dem Kloster ließ er befehlen, am 3. April ein öffentliches Dankfest zu veranstalten, wobei dieser Tag für die Untertanen ein Feiertag sein sollte. Der Abt antwortete, er werde, obwohl die Gemeinden der beiden Abtsstäbe nicht im badischen Territorium lägen, verfügen, dass ein öffentliches Dankfest abgehalten werde. Abt Bernhard Steinmetz pochte also darauf, dass nicht etwa der Markgraf, sondern er der Landesherr sei. Baden empfand dies als Provokation, auch wenn es möglicherweise gar nicht so gemeint war: Abt und Kloster dürften an einem Prozess in Wetzlar kaum interessiert gewesen sein, denn von vornherein war klar, dass die Auseinandersetzung langwierig und kostspielig werden würde. Seitens der Markgrafschaft hingegen könnte die Aussicht, das Kloster mit Hilfe des Verfahrens vielleicht in den wirtschaftlichen Ruin zu treiben, die Streitlust sogar erhöht haben.

Die Auseinandersetzung, die über viele Zwischenstationen und Teilurteile mal die eine, mal die andere Seite in die bessere Position zu bringen schien, zog weite Kreise. Die Bischöfe von Straßburg, Speyer und Mainz waren zeitweilig ebenso involviert wie das Herzogtum Württemberg und am Ende gar der Heilige Stuhl, und letztlich spielte immer wieder die ganz große „Deutsch-

landpolitik“ mit hinein. Allein die Titel mancher der Akten, die über die Auseinandersetzungen in der badischen Verwaltung geführt worden sind, lassen schon erahnen, wie heftig und intensiv damals gestritten worden ist:

Eine Akte aus den Jahren 1775 bis 1779 trägt den Titel: *„Die von dem Bischof zu Strasburg nach der diesseitigen Anordnung eines administrators der temporalien in dem Closter Schwartzach und der Cammergerichtl[ichen] Cassation dieser Anordnung allda vorgenommene visitation, dieseits dagegen abgeordnete commission, sofort von dem Bischof verfügte Aufhebung der administration und bestrafung der Badisch gesinnten Religiosen, die hierauf von diesen dagegen an den Erzbischof nach Mainz ergriffene Berufung und derselben von hieraus geschehene Unterstützung“*.<sup>31</sup>

Und eine andere, die den Zeitraum von 1781 bis 1783 umfasst, ist folgendermaßen betitelt: *„Die Bischöfl[ichen] Visitationen des Closters Schwartzach (...) besonders die von dem durch das Erzbischöfl[iche] visitations Decret deponirten praelaten zu Schwarzach und dessen Auszug dagegen nach Rom interponirte Appellation und die von den Römischen Gerichtshöfen von Zeit zu Zeit desfalß ergangenen decrete (...), auch die von den antipraelatischen Religiosen zu ihrer Vertheidigung herausgegebenen Druckschriften“*.<sup>32</sup>

In den 1770er- und 1780er-Jahren also wurde der Konflikt sogar in den Konvent hineingetragen, gab es doch zeitweilig zwei Fraktionen unter den Mönchen, eine „badische“ und eine „praelatrische“. Einen besonderen Höhepunkt erreichte der Fall im Jahr 1781, denn der Mainzer Erzbischof als zuständiger Metropolit setzte den amtierenden Abt Anselm Gaukler ab. Dieser erkannte die Absetzung zwar nicht an, ging aber gleichwohl ins „Exil“ nach Straßburg, während das Kloster von einem der „antipraelatrisch“-badischen Fraktion angehörenden Mönch verwaltet wurde. In den folgenden Jahren bahnte sich allmählich eine Einigung an, die dann im Jahr 1790 tatsächlich besiegelt wurde – aus juristischen Gründen allerdings als provisorischer, zunächst nur auf 20 Jahre befristeter Vergleich. Voraussetzung dafür war, dass Abt Anselm von sich aus sein Amt niederlegte – was er dann, als der Vergleich unterschriftsreif war, im Frühjahr 1790 auch wirklich tat. Unmittelbar danach, im April 1790, folgte die Neuwahl des Abtes, über die ich vorhin schon berichtet hatte.

Dieser letzte Schwarzacher Abt, Hieronymus Krieg, scheint sich in vielerlei Hinsicht so betragen zu haben, wie es dem bis heute verbreiteten – und seinerzeit, wie gesagt, oftmals heftig angeprangerten – Klischee eines Barockprälaten entspricht. Ein Indiz hierfür ist beispielsweise die Namenstagskantate, die 1791 zu seinen Ehren gedichtet, komponiert – und vermutlich am 30. September auch aufgeführt – worden ist.<sup>33</sup> Den Text hatte ein Herr Meyer geschrieben, der seinerzeit Poetik- und Rhetorikpro-

fessor am Gymnasium in Baden-Baden war<sup>34</sup>, und die Musik stammte von Joseph Lumpp, dem Chordirektor der Baden-Badener Stiftskirche – dessen einziger Sohn Leopold wurde 1838, dies nur nebenbei, der erste Domkapellmeister in Freiburg. Die Musik zu dieser Kantate scheint nicht erhalten zu sein – ich allein könnte Ihnen freilich ohnehin keine Kostprobe davon bieten – aber die Texte des Eingangs- und des Schlusschors will ich Ihnen nicht vorenthalten. Die Dichtung hebt folgendermaßen an:

*„Ha! was haben wir heute, ihr Brüder erblicket,  
der Tag, welchen der Nahm Hieronimus schmücket,  
stieg mit Roßen bekränzt am Himmel lächelnd empor.  
Auf! wie rauschende Wogen in tobenden Meeren,  
wie frohlockendes Jauchzen bei singenden Heeren,  
laßt thönen ein Lied, und bildet alle ein Chor.“*

In den anschließenden Arien und Chören ist unter anderem von den himmlischen Freuden die Rede, die den Christen nach dem Ende ihres irdischen Daseins winken. Abt Hieronymus allerdings soll, so heißt es im Schlusschor, darauf noch einige Zeit warten müssen:

*„Ihn soll aber der Seraph noch lange nicht grüßen.  
Er soll lang noch uns, Brüder, die Tage versüßen!  
Weh uns! hörte Er bald des Himmels Jubel Gesang!  
Gott, erfülle der Frömmeren Wünsche, beschütze  
Ihn, den Vater, vom hiesigen Hause die Stütze,  
Laß Ihn leben noch lang, Ihn leben, leben noch lang!“*

Ein weiteres Indiz dafür, dass dieser Abt Hieronymus Krieg großen Wert auf einen standesgemäßen Lebensstil legte – auch über die Säkularisation und das Ende des Klosters hinaus –, ist das Vermögen, das er bei seinem Tod am 28. Januar 1820 hinterließ. Johannes Werner hat darüber in Band 75 (1995) Ihrer Zeitschrift einen sehr aufschlussreichen Beitrag veröffentlicht – man sieht, wenn man diesen Aufsatz liest, förmlich die hochgezogenen Augenbrauen und die gerunzelte Stirn des Autors. Kein Wunder, denn Hieronymus Krieg hinterließ einen üppig ausgestatteten Hausstand und ein Gesamtvermögen von über 14 500 Gulden – er war also ein reicher Mann gewesen. Das Nachlassinventar hatte einen Umfang von rund 80 Seiten – und das bei einem (wenn auch ehemaligen) Benediktiner, der eigentlich in persönlicher Armut und Besitzlosigkeit hätte leben sollen.

Damit will ich zum Schluss meines Referats noch einmal auf die eingangs gestellte Frage zurückkommen: Dämmerte den Konventualen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, dass die Tage des Klosters Schwarzach gezählt waren? Ahnten sie schon vor der definitiven Aufhebung, dass es mit der alten klösterlichen Herrlichkeit

– die so herrlich oftmals gar nicht gewesen war – bald zu Ende gehen würde? Ich denke ja: Sie konnten es ahnen, spätestens seit der Revolution in Frankreich. Aber ich denke auch, sie wollten es gar nicht so genau wissen, führten ihr Leben wie gewohnt weiter und hofften vielleicht sogar insgeheim auf einen *deus ex machina*, der alles wieder ins Lot bringen würde. Daraus, dass sich in vielen Konventen die Mönche recht bereitwillig säkularisieren ließen, könnte man zwar in der Tat folgern, sie hätten innerlich mit dem Klosterleben längst abgeschlossen gehabt und hätten nur auf den Tag gewartet, an dem sie endlich in die „Freiheit“ entlassen wurden. Vielleicht aber verhielten sie sich einfach nur so, wie die meisten von uns es angesichts von Klimawandel oder Atommüllproblematik tun – sie hofften, es werde schon nicht so schlimm werden. Und als das Schicksal sie dann doch ereilte, blieb ihnen kaum etwas anderes, als sich zu fügen und zu versuchen, sich damit zu arrangieren – was freilich längst nicht allen so leicht gemacht wurde wie dem letzten Abt, dem seine Pension weiterhin ein „fürstliches“ Leben ermöglichte.

## Anmerkungen

- 1 Hermann Schmid: Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980, 199–200.
- 2 Vgl. Kurt Andermann: Benediktinerabtei Schwarzach – Geschichte. (<http://www.kloester-bw.de/>). Eine gute, knapp gefasste Darstellung der Geschichte Schwarzachs bietet auch Armin Schlechter/Gerhard Stamm: Die Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. Band 13, Die kleinen Provenienzen. Wiesbaden 2000, 108–118. Die folgenden Ausführungen zur Geschichte Schwarzachs stützen sich im Wesentlichen auf diese beiden Darstellungen.
- 3 Vgl. zum Folgenden Schmid (wie Anm. 1), 199–202.
- 4 Martin Gerbert: *Historia Nigrae Silvae, ordinis sancti Benedicti coloniae*. 3 Bände, St. Blasien 1788. Eine deutsche Übersetzung publizierte Adalbert Weh 1993 bis 1996 in zwei Bänden in Freiburg.
- 5 Vgl. hierzu Franz Quarthal: Die vorderösterreichischen Klöster in der Zeit des Josephinismus. In: Achim Aurnhammer (Hrsg.): Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Freiburg 2002, 49–114, speziell 49–50.
- 6 Die Geschichte der Abtei Schwarzach wird, anders als etwa die der gleichfalls in der Rheinebene gelegenen Abtei Schuttern, in Gerberts Werk nicht eingehender dargestellt.
- 7 Einen gut lesbaren, nicht allzu ausführlichen, gleichwohl mit hinreichender Detailfülle ausgestatteten Überblick aus katholischer Perspektive bietet beispielsweise August Franzen: *Kleine Kirchengeschichte*. Neuausgabe Freiburg 2008.
- 8 Vgl. Peter Meinhold: *Kirchengeschichte in Schwerpunkten*. Ein ökumenischer Versuch. Graz, Wien, Köln 1982, 194.
- 9 Vgl. Peter Hawel: *Das Mönchtum im Abendland*. Geschichte – Kultur – Lebensform. Freiburg, Basel, Wien 1993, 393–394.
- 10 Vgl. Hartmut Zückert: *Die sozialen Grundlagen der Barockkultur in Süddeutschland*. Stuttgart etc. 1988 (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 33).
- 11 Zur Person und zum Schaffen Thumbs siehe Hans-Martin Gubler: *Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb 1681–1766*. Ein Beitrag zur südwestdeutschen Barockarchitektur. Sigmaringen 1972.
- 12 Vgl. Bernd Mathias Kremer (Hrsg.): *Barockjuwel am Bodensee*. 250 Jahre Wallfahrtskirche Birnau. Lindenberg 2000.
- 13 Hans-Otto Mühleisen: *Zum spannungsvollen Verhältnis zweier Schwarzwaldklöster*. St. Peter/St. Märgen. Freiburg 2000 (= Volksbank-Edition), 14–15.

- 14 Vgl. Theodor Kurrus: Die Jesuiten an der Universität Freiburg i. Br. 1620–1773. Band 1, Freiburg 1963 (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 21), Band 2, Freiburg 1977 (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 37).
- 15 Vgl. Schmid (wie Anm. 1), 93.
- 16 Vgl. ebd., 128–129.
- 17 Vgl. Hawel (wie Anm. 9), 433–437.
- 18 Vgl. Jörg Sieger: Kardinal im Schatten der Revolution. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Kehl etc. 1986.
- 19 Friedrich Carl von Moser-Filseck (1723–1798).
- 20 Friedrich Carl von Moser: Über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland. Frankfurt und Leipzig 1787. Zitiert nach Bernd Mathias Kremer: Das Ende der Reichskirche und der Klöster – Die Säkularisation des Jahres 1803, in: Theodor Hogg (Hrsg.): Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart, 52.
- 21 Christian Thomasius (1655–1728).
- 22 Christian Thomasius: Kurtzer Entwurf der politischen Klugheit. Zitiert nach Kremer (wie Anm. 20), 57.
- 23 Zitiert nach Kremer (wie Anm. 20), 57.
- 24 Zitiert nach Kremer (wie Anm. 20), 57.
- 25 GLA, 105/249: „*Ceremonial / Bey der Abtswahl im Kloster Schwarzach de 7ten / April 1790*“. Die folgenden wörtlichen Zitate sind, soweit nicht anders angegeben, diesem Bericht entnommen.
- 26 Vgl. Erwin Gatz (Hrsg.): Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Berlin 1983, 261.
- 27 Zu seiner Vita vgl. Johannes Werner: Der letzte Abt von Schwarzach und sein Ende, in: Die Ortenau 75 (1995), 308–316.
- 28 GLA, 105/249.
- 29 Vgl. Ludwig Uibel: Die Endphase der Auseinandersetzung der Abtei Schwarzach mit der Markgrafschaft um die Landeshoheit nach den Prozeßschriften des 18. Jahrhunderts, in: Die Ortenau 71 (1991), 206–243, hier: 237f.
- 30 Vgl. hierzu Uibel (wie Anm. 29), 223 ff.
- 31 GLA, 105/317.
- 32 GLA, 105/320.
- 33 GLA, 105/249.
- 34 Nach Auskunft von Hans Heid, dem Leiter der Historischen Bibliothek Rastatt – dem hierfür herzlich gedankt sei –, wurde 1788 ein Kanonikus Anton Joseph Maier als Mathematik- und Naturkundefachlehrer ans Baden-Badener Gymnasium berufen, der später, nach der Verlegung nach Rastatt, dessen Direktor wurde. Ein Poetik- und Rhetorikprofessor namens Meyer lässt sich offenbar für die fragliche Zeit in Baden-Baden nicht nachweisen.